

**Marek Konopka / Bruno Strecker.** 2009. *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch.* (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2008). Berlin/ New York: de Gruyter. x +378 S.

Karin Pittner

Germanistisches Institut  
Ruhr-Universität Bochum  
44780 Bochum  
karin.pittner@rub.de

Der vorliegende Band, der die Beiträge zur Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim im Jahr 2008 versammelt, ist untergliedert in die Abschnitte „Theoretische Grundlagen“, „Grammatische Normen - Einsichten und Ansichten“, „Grammatische Variation und Norm“ und „Praxisbezogene Beiträge“.

#### Theoretische Grundlagen

Rudi Keller plädiert in seinem Beitrag *Konventionen, Regeln, Nomen. Zum ontologischen Status natürlicher Sprachen* für einen Sprachbegriff, der weder kollektivistisch noch solipsistisch individualpsychologisch ist. Er präzisiert den Begriff der Funktion einer Sprache vor dem Hintergrund evolutionärer Prozesse.

Hans Jürgen Heringer geht der Frage *Ist das Deutsche grammatisch zu fassen?* anhand der Genitivformen komplexer Eigennamen nach, wobei er Probleme bisheriger Untersuchungen des Themas anhand von Befragungen und Korpusanalysen aufzeigt.

Marc Kupietz und Holger Keibel plädieren in ihrem Beitrag *Gebrauchsbasierte Grammatik: Statistische Regelhaftigkeit* dafür, sich dem Untersuchungsgegenstand Sprache mit möglichst wenig Vorannahmen zu nähern und sich konsequent von der Empirie leiten zu lassen. Sie vertreten eine emergentistische Sichtweise im Sinne des *usage based framework*, der zufolge Regeln und Konventionen als Epiphänomene des Sprachgebrauchs zu sehen sind, die von den Sprachteilnehmern ausgehandelt werden.

#### Grammatische Normen – Einsichten und Ansichten

Der Abschnitt über *Grammatische Normen – Einsichten und Ansichten* beginnt mit zwei Beiträgen von Peter Eisenberg. In seinem Beitrag *Richtig gutes und richtig schlechtes Deutsch* reflektiert Eisenberg über die Rolle der Sprachwissenschaft in öffentlichen Diskussionen über gutes und richtiges Deutsch.

Er vertritt die Position, dass die Sprachwissenschaft fundierte Auskunft geben kann über richtiges Deutsch. Auf diese Weise könne auch das Verhältnis zwischen der Sprachwissenschaft und populärer publizistischer Sprachkritik verbessert werden.

Bei Eisenbergs zweitem Beitrag mit dem Titel *Schweigt stille, plaudert nicht. Der öffentliche Diskurs über Sprache* handelt es sich um einen Wiederabdruck seiner Preisrede anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises, in der er auf populäre Auffassungen über das Deutsche eingeht, wie seine schwindende Bedeutung auf internationaler Ebene und als Wissenschaftssprache, seine Bedrohung durch Anglizismen sowie die Scham der Deutschen über ihre Sprache aufgrund ihrer Vergangenheit. Eisenberg zeichnet äußerst faktenreich und belesen demgegenüber ein sehr positives Bild. Deutsch verfügt über eine große Anzahl von Sprechern und Lernern, hat einen sehr differenzierten Wortschatz aufzuweisen und besitzt aufgrund seines stark ausgebauten Buchmarkts und einer umfangreichen Presse große wirtschaftliche Bedeutung. Im Umgang mit Fremdwörtern sieht er eine große Kraft zur Integration, auch als Wissenschaftssprache sei das Deutsche flexibel und präzise. Schuldgefühle der Deutschen gälten nicht ihrer Sprache, sondern ihrer Vergangenheit.

Thomas-Michael Seibert untermauert in seinem Beitrag über *Rechtsnormen als Sprachnormen* an einer Reihe von Beispielen aus richterlichen Entscheidungstexten seine These, dass Normen des Rechts die Welt unter der Perspektive ihrer Entscheidbarkeit versprachlichen.

Rainer Moritz beklagt in seinem Beitrag *Hier schreib' ich und kann nicht anders. Vom Umgang der Literatur mit Grammatiknormen* eine Abnahme der Grammatikkenntnisse bei aktuellen deutschsprachigen Autoren, die es erschwere, zwischen einem unabsichtlichen sprachlichen Fehler und absichtlicher Innovation zu unterscheiden. In jedem Fall seien die sprachlich innovativen Schriftsteller, die bewusst grammatische Normen verletzen, in der Minderheit, sie seien „vereinzelte Rufer in einer Sprachödnis“ (S. 144).

## Grammatische Variation und Norm

In seinem Beitrag *Normverletzungen und neue Normen* entwirft Markus Hundt ein Normenmodell auf der Basis des Modells von Ammon (1995), in dem der Bevölkerungsmehrheit als „Sprachsouverän“ ein wesentlich stärkeres Gewicht bei der Verbreitung von Sprachnormen zugeschrieben wird. Hundt geht der Frage nach, wie sich Sprachnormverletzungen als neue Muster im System etablieren können. Das neue Muster muss einen kommunikativen Vorteil aufweisen sowie einen gewissen Grad an Regularität, um vom Sprachsouverän akzeptiert und verbreitet zu werden. Sprachnormautoritäten kommt dabei mehr eine beobachtende Rolle zu. Umge-

kehrt kann Kritik durch Sprachnormautoritäten und Kodifizierer dazu führen, dass bestimmte Muster in als Vorbild wirkenden Modelltexten nicht mehr auftreten und in der Folge vom Sprachsouverän vermieden werden, der schließlich auf Alternativkonstruktionen zurückgreift.

Der Beitrag von Wolf Peter Klein betitelt *Auf der Kippe? Zweifelsfälle als Herausforderung(en) für Sprachwissenschaft und Sprachnormierung* behandelt mit dem sprachlichen Zweifelsfällen ein Thema, das lange von der Linguistik vernachlässigt wurde, jedoch in der Sprachberatung und öffentlichen Diskussionen eine große Rolle spielt. Klein entwirft eine Entscheidungssystematik zur Klärung von Zweifelsfällen, die Grundlage einer rationalen Sprachberatung sein kann. Die Formulierung von empirisch legitimierten Sprachnormen auf deskriptiver Basis ist dem Autor zufolge eine Möglichkeit, von Seiten der Sprachwissenschaft einen Beitrag zur Formung öffentlichen Sprachbewusstseins zu leisten.

Bernd Wiese zeigt in seinem Beitrag *Variation in der Flexionsmorphologie: Starke und schwache Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven*, dass die scheinbar willkürlichen Schwankungen zwischen starker und schwacher Flexion nach sog. Pronominaladjektiven, zu denen Indefinitpronomina sowie demonstrative und quantifizierende Adjektive gerechnet werden, durch verschiedene Parameter determiniert sind: Zum einen durch den Grad der Ähnlichkeit des Pronominaladjektivs zum prototypischen Determinativ, dem definiten Artikel, zum anderen durch Abstufungen bei den Flexionsendungen hinsichtlich des Grads an kategorieller und formaler Markiertheit.

Claudio di Meola erweitert in seinem Beitrag über *Rektionsschwankungen bei Präpositionen – erlaubt, verboten, unbeachtet* seine bisherigen Untersuchungen zu semantisch irrelevanten Rektionsschwankungen bei Präpositionen um einige interessante Aspekte, die entlehnte, sekundäre und primäre Präpositionen betreffen. Di Meola sieht verschiedene Kräfte am Werk, die zu Kasuswechseln führen können: Bei Lehnpräpositionen können sowohl Ausgangskasus als auch (möglicherweise mehrere) Entsprechungskasus eine Rolle spielen. Bei sekundären Präpositionen sind es Grammatikalisierungsprozesse, die Kasuswechsel sowohl vom Genitiv zum Dativ als auch in umgekehrter Richtung auslösen können, welche von di Meola als Differenzierung von der Ausgangswortart gedeutet werden. In Analogie zum typischen Kasus primärer Präpositionen kann sich der Dativ etablieren, in Analogie zum typischen Kasus sekundärer Präpositionen der Genitiv. Die starke Ausbreitung des Genitivs als Kasus nach Präpositionen, die sogar anhand von Beispielen bei primären Präpositionen belegt wird, führt den Autor dazu, für diesen Bereich den Buchtitel von Bastian Sick abzuwandeln: „Der Genitiv ist dem Dativ sein Tod“.

Der Beitrag von Stefan Lotze und Peter Gallmann zum Thema *Norm und Variation beim Konjunktiv II* behandelt Probleme, die in Zusammenhang mit den Konjunktiv II-Formen auftreten, die eine Fehlcharakterisierung als Präteritumform bzw. Untercharakterisierung bei den Konjunktivformen schwacher Verben darstellen, die sich von entsprechenden Indikativformen nicht unterscheiden. Zu den Reparaturversuchen gehört die lexikalische Strategie, die Konjunktiv II-Formen in ihrer Form zu verändern (z.B. *wäirst* statt *wärest*). Eine morphologische Strategie besteht darin, den Kontrast durch einen zusätzlichen Umlaut zu erhöhen (beigebracht werden Internetbelege für Formen wie *bräuchte, söllte, wöllte*), eine andere morphologische Strategie zeigt sich etwa im Bairischen, wo die Konjunktivformen direkt vom Infinitivstamm gebildet werden (z.B. *nehmat, findat*). Die syntaktische Strategie, ein „Universal-Konjunktivauxiliar“ (S. 234) einzusetzen wie *würde*, ist die einzige im Standarddeutschen akzeptierte, die sich aber auch erst gegen sprachpflegerische Widerstände durchsetzen musste.

Renate Raffelsiefen bietet in ihrem Beitrag *Zur Prosodie morphologisch komplexer Wörter* eine optimalitätstheoretische Analyse, die zeigt, dass sich die prosodischen Grundmuster des Deutschen wie auch die Abweichungen von diesen Mustern aus der Interaktion verschiedener Typen von Beschränkungen ergeben. Zu diesen Beschränkungen gehören zum einen Treuebeschränkungen, die ein Wort entsprechend seiner auditiven oder visuellen Wahrnehmung wiedergeben, zum anderen Paradigmenuniformitätseffekte und affixgebundene Bündigkeitseffekte. Neu an ihrer Vorgehensweise bei der Bestimmung unmarkierter prosodischer Eigenschaften komplexer Wörter im Deutschen ist, dass sie dafür nichtmorphologische Neuwortbildungen, im Wesentlichen Akronyme, heranzieht. Die Autorin kritisiert die Vorgehensweise im Duden Aussprachewörterbuch, „Varianten mit Treueeffekten gegenüber womöglich weiter verbreiteten unmarkierten Strukturen bevorzugt aufzuführen“ (S. 266), so z.B. *Kanú, Tabák, Amók*.

Eva Breindl bezeichnet in ihrem Beitrag *Fehler mit System und Fehler im System. Topologische Varianten bei Konnektoren* Konnektoren an der Nullstelle, als „Fehler mit System“, da diese Stellung verschiedene kommunikative Vorteile mit sich bringt: Zum einen kann sie disambiguierend wirken und einen propositionalen Bezug der vorangestellten Elemente verhindern, zum anderen ermöglicht sie im folgenden Satz „main clause phenomena“ wie Linksversetzung und bestimmte Formen der Topikalisierung. „Fehler im System“ zeigen sich dagegen bei dem Konjunktiv *sowohl...als auch*, die auf unterschiedliche bzw. unklare Wortartzugehörigkeit der einzelnen Bestandteile zurückzuführen sind. Es sind Fehler, die vor allem bei Satzkoordination sichtbar werden und auf die historische Entwicklung zu-

rückzuführen sind, die als unvollständiger Übergang einer Vergleichs- in eine Koordinationskonstruktion beschrieben wird. Die Konjunktion gleiche „einem Fahrzeug mit separaten Lenkungen für Vorderachse und Hinterachse, die beim Lenken in verschiedene Richtungen ziehen“ (S. 297), so dass

„ein verantwortungsvoller Hersteller, gäbe es ihn denn, im Grunde diesen Konnektor via Rückrufaktion aus dem Verkehr ziehen müsste oder zumindest einen Warnhinweis anbringen würde: ‚Nicht für Satzkoordination geeignet.‘“ (S. 304)

### Praxisbezogene Beiträge

Roland Häcker geht den Fragen *Wie viel? Wozu? Warum? Grammatik in der Schule* anhand der Begründungen in den „Bildungsplänen“ (Lehrplänen) Baden-Württembergs und aus der Fachdidaktik nach. Er beleuchtet die Rolle der Schulbücher, die die Schüler/innen beim Erwerb von Grammatikkenntnissen zu sehr an die „enge Leine“ nehmen und wenig Gelegenheit für eigenständige Reflexion bieten. Sehr instruktiv ist eine Zusammenstellung von „Grammatikfehlern“, wie sie von Lehrern korrigiert und kategorisiert werden, wobei sich eine große Varianz der Bewertungen zeigt. Die „Vergleichsarbeiten“, in denen Grammatikkenntnisse geprüft werden, fragen zu sehr Stoff ab, anstatt Kompetenzen zu überprüfen. Auch eine kleine Zusammenstellung von grammatisch-sprachlichen Beschreibungen aus Abiturarbeiten zeichnet ein sehr mageres Bild von den vorhandenen Grammatikkenntnissen. Der Autor erhebt die Forderung nach einer stärkeren Berücksichtigung der Grammatik in der Oberstufe, in der dieser Gegenstand häufig schon abgeschlossen ist, obwohl erst jetzt anspruchsvolle grammatische Analysen möglich wären. Als Anregungen nennt der Autor zum einen eine stärkere Einbeziehung der sprachlichen Form bei der Analyse literarischer Texte und zum anderen eine detaillierte und individuelle Analyse der von den Lehrern häufig korrigierten „Satzbaufehler“. Als Ziel wird das selbständige Entdecken sprachlicher Regularitäten gesehen. Dies ist nicht neu, doch kann dieser Beitrag den nicht direkt betroffenen Lesern ein gutes Bild vom Ist- und vom Ideal-Zustand des Grammatikunterrichts geben und hält für Lehrende einige Anregungen bereit.

Gisela Zifonun geht in ihrem Beitrag *Zum Sprachverständnis der Grammatikographie: System, Norm und Korpusbezug* zunächst der Frage nach, welche Konzeption von Sprache für die Grammatikographie am geeignetsten ist. Eine mögliche Grundauffassung, formuliert in Anlehnung an einen Buchtitel von Krämer ist „Es gibt eine Sprache hinter dem Sprechen“. Sie wird

in zwei Ausprägungen behandelt, nämlich der Auffassung von Sprache als mentalem Modul und von Sprache als System sozial gültiger Regeln. Auch die Gegenposition, dass es keine Sprache hinter dem Sprechen gebe, wird wiederum in zwei Ausprägungen abgehandelt: zum einen der konstruktionsgrammatischen Auffassung, dass sprachliche Strukturen als Nebenprodukt des Sprechens emergieren, zum anderen der Auffassung, dass eine Sprache auf die existierenden Korpora reduziert werden könne. Es wird argumentiert, dass Sprache als System sozial gültiger Regeln gegenüber einer mentalistischen Auffassung die für die Grammatikschreibung geeignetere Auffassung sei. Eine Reduktion von Grammatik auf einen Vorrat von emergenten Konstruktionsschemata lasse allgemeine Gesetzmäßigkeiten und Organisationsprinzipien von Sprache aus dem Blick geraten. Korpora werden als sehr wichtige Datenquelle für die Grammatikschreibung ernst genommen, sollten jedoch durch andere Datenquellen wie Wörterbücher und Grammatiken gegengeprüft und hinterfragt werden. Weder Datensammeln noch die Entwicklung grammatischer Theorien sollten als Selbstzweck betrachtet werden.

Der Beitrag von Martine Dalmas mit dem Titel *Richtiges Deutsch - richtig deutsch. Normativität in französischer und deutscher Grammatik* gibt zunächst einen kurzen Überblick über die Geschichte der Sprachnormierung in Frankreich. Die gegenwärtige Situation ist geprägt durch eine Reihe sprachnormierender Instanzen und das sog. *loi toubon*, das den Gebrauch des Französischen in bestimmten Bereichen des öffentlichen Lebens festlegt. Diese Institutionen zeitigen ihre Wirkungen und sorgen für ein hohes Sprachbewusstsein. Dalmas sieht hier jedoch eine Diskrepanz zwischen der Einstellung und dem tatsächlichen Verhalten. Sie beleuchtet die in Frankreich auch von Literaten geführte Diskussion über die Rolle der Grammatik und die aktuellen französischen Grammatiken, die teilweise explizit dem *bon usage* verpflichtet sind. Abschließend entlarvt sie einige Auffassungen als Mythos, wie die angebliche „clarté“ der französischen Grammatik und die sog. Inversion im Deutschen, die es als Umstellung deklariert, falls ein anderes Satzglied als das Subjekt am Satzanfang erscheint. Auch die Satzklammer sieht sie auf dem Weg zu einem Mythos, wenn vor allem in Zusammenhang mit bestimmten Nachfeldbesetzungen „nicht-realisierte“ oder „virtuelle“ Klammerteile postuliert werden.

Der Band weist ein großes Spektrum an sprachtheoretischer Reflexion und teilweise sehr innovative Analysen einzelner sprachlicher Phänomene auf. Daher ist es kaum möglich, eine eingegrenzte Zielgruppe anzugeben. Es erscheint nicht übertrieben, zu sagen, dass alle an der deutschen Sprache Interessierten in diesem Band anregende Beiträge finden werden.

## Literatur

- Ammon, Ulrich. 1995. *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Duden, 2005. *Das Aussprachewörterbuch*. 6. Auflage. Bearbeitet von Max Mangold. Mannheim: Bibliographisches Institut.